

de seinen Günstling schon noch plazieren.

Gleichwohl war der ausgebuffte Agent ziemlich überrascht, als Ende letzten Jahres Intendant und Orchestervorstand der Münchner Philharmoniker diskret bei ihm vorsprachen: Ob denn Mr. Levine nicht mal Lust verspüre, zu einem Gastspiel in den Gasteig zu kommen?

Moment mal, erwiderte Wilford, bei den Philharmonikern sei doch immer noch der greise, grantelnde, gnadenlose Sergiu Celibidache, 83, Herr und Gebieter. Der hatte gegen den Manager aus Manhattan schon immer das Messer gewetzt („Wilford ist ein Gangster“) und auch mal einen Blumengruß seines Erzfeindes wütend in die Ecke geworfen. Wieso jetzt die Wende?

Die Zeiten hätten sich geändert, beteuerten die Unterhändler von der Isar. „Celi“, der musikalische Stadtheilige, habe nach vielerlei Gebrechen immer häufiger absagen und seine Gemeinde sitzenlassen müssen. Nun habe er, einsichtig geworden, sein verbrieftes Recht aufgegeben, jeden Gastdirigenten persönlich abzusegnen; zudem sei seine berüchtigte schwarze Liste, diese Bannbulle aller unerwünschten Kollegen, außer Kraft gesetzt. Sie hätten Verhandlungsvollmacht.

Wilford vernahm die Schalmeien gelassen und versprach, Levine einzuweihen. Vor ein paar Wochen wurde Philharmoniker-Intendant Nobert Thomas dann in der Met vorgelassen.

Kaum waren die Kontakte zu Levine durchgesickert, dröhnten in München die Lautsprecher los. Kulturreferent Siegfried Hummel machte sich zum großen Krisenmanager, die *Abendzeitung* handelte „heiße Kandidaten“, in der *Süddeutschen Zeitung* kanzelte Kritiker Wolfgang Schreiber Levine schon mal als Mann der „eher flüchtigen, auf Marktpräsenz gerichteten Arbeit“ ab: „Wahre Musik braucht etwas anderes.“

Alles höchst voreilig. Zwar hat Levine sein Philharmoniker-Debüt inzwischen für Januar 1997 zugesagt. Aber von Nachfolge-Gerede will er nichts hören, solange Kollege Celi auf dem Posten ist; Pietät heißt das Leitmotiv.

Wenn allerdings die weißblauen Besserwisser weiter so reden, wird – im Ernstfall – weder Levine noch ein anderer prominenter Aspirant Münchens philharmonisches Zepter übernehmen wollen. Sir Simon Rattle hat bereits abgewinkt; Dirigenten, man weiß es, sind Mimosen und fürchten den Ruch des Königsmörders.

Die Philharmoniker jedenfalls tun gut daran, Levine erst einmal kommen zu lassen. Man muß sich beschnüffeln. Vielleicht erweist sich Jimmy dann schnell als zweiter Celi: großer Musiker, großer Machtmensch, eben richtiger Maestro. Big Jim.

Klaus Umbach

## Kunst

# Löcher und Drumherum

**Handwerker aus Oberösterreich produzieren die Werke wichtiger Bildhauer. Jetzt wird ihre Kunst in zwei Ausstellungen gezeigt.**

**R**ainer Schopf zieht das weiße Käppi ab und kräuselt die Stirn: „Die haben Nerven“, stöhnt der Maurer, „schließlich ist Beton keine Bronze.“ In der Werkhalle, wo sonst Blumenkübel vom Band laufen, gießt Schopf Bücher aus Beton für das neue Holocaust-Denkmal in Wien von Rachel Whiteread.

Wie der Maurer arbeiten viele österreichische Handwerker in der Region um Linz, im sogenannten Mühlviertel, für Künstler und Museen. Seit die drei Brüder Baumüller vor zehn Jahren die „Werkstatt Kollerschlag“ gegründet haben, blüht das Zusatzgeschäft für Schlosser, Tischler und Steinmetze. „Wir liefern Kunstwerke schlüsselfertig“, sagt Werner Baumüller, 39, und klopft sich stolz auf seinen Kugelbauch, „der Künstler braucht nur die Idee mitzubringen.“

Jedes Jahr im Juli präsentiert die Dorfwerkstatt ihre Arbeiten, rund 600 Bildhauer, Galeristen und Kunstinteressierte aus den Großstädten der Welt reisen dann in das oberösterreichische Dörfchen Kollerschlag zwischen Linz und Passau. „Unser Hühnerhof-Image war von Anfang an ein Standortvorteil“, sagt Wolfgang Baumüller, 41, „in Wien hätte uns doch niemand beachtet.“

Das erste Kunstwerk von Kollerschlag entstand 1984. Die Baumüllers besorgten Joseph Beuys, der von dem Kaff gehört hatte, eine ausgediente Schultafel, und mit Kreide orakelte der Filzhut-Künstler: „nur noch 1017 Tage bis zum Ende des Kapitalismus“. Seither steht die internationale Künstlerprominenz Schlange in den Dörfern des Mühlviertels.

Der amerikanische Bildhauer Jonathan Borofsky bestellte bei den Baumüllers den 37 Tonnen schweren Stahlgiganten, der nun am Frankfurter Messturm seinen Hammer schwingt, sein schottischer Kollege Ian Hamilton Finlay ließ seine Neon-Nirosta-Pergola für die Berliner „Metropolis“-Ausstellung anfertigen, und Erwin Heerich aus Düsseldorf gab viele schachtelige Holzskulpturen in Auftrag.

Rund 200 Plastiken und Installationen sind mittlerweile in den Dorfwerkstätten des Mühlviertels entstanden – einige da-



**Kollerschlag Kunst-Handwerker Wolfgang,**

von gibt es jetzt in zwei Ausstellungen zu sehen: im Münchner Kunstbunker Tumulka bis zum 23. Juni und im Palais Thurn und Taxis in Bregenz vom 1. bis zum 30. Juni.

Selbst in den USA hat die Provinzwerkstatt mittlerweile einen Namen. „In New York bekomme ich von den Handwerkern eine Absage nach der anderen“, sagt der Betonbildhauer Matt Mullican, „bei Heinz und Wolfi ist das alles kein Problem.“ Auch der Kanadier David Rabinowitch und Per Kirkeby aus Kopenhagen lassen bei den Baumüllers arbeiten.

„Wir sind schon ein Markenzeichen und manchmal auch ein Sprungbrett“, meint Bruder Wolfgang, „selbst wenn wir einen gutdotierten Auftrag bekommen, entscheiden wir vor allem nach der Qualität.“ So ist die Werkstatt in vielen Fällen auch ihr eigener Auftraggeber: Einen erlesenen Kreis von rund 20 Bildhauern bittet sie regelmäßig um Entwürfe. Für diese übernimmt sie alle Kosten der Herstellung – einmalig in der Kunstszene und ein Lockmittel auch für Stars der Kulturszene.

„Wir besitzen dann die eine Hälfte und der Künstler die andere“, sagt Heinz Baumüller, 45, und blickt auf einen wie Käse durchlöchernden Granitbrocken von Tony Cragg: „Die Löcher gehören also dem Tony und uns das Drumherum.“



W. M. WEBER

**Werner, Heinz Baumüller:** Hühnerhof-Image als Standortvorteil

Bruder Heinz nennt sich selbst „das Gewissen“ des Kollerschläger Kunsttrios: Er arbeitete für Beuys in Düsseldorf, seine Kontakte und Kennerschaft waren das Startkapital der Werkstatt. Um den Vertrieb kümmert sich Werner, ein gelernter Werbemann, für die Finanzen und

den Kontakt zu den Handwerkern ist Wolfgang Baumüller verantwortlich.

Der Kundenkreis der Baumüllers ist allerdings begrenzt. „Bei Malern geht das nicht so gut“, erzählt Werner, „ein Bild entsteht ja meist erst während der Arbeit, da zählt die Handschrift.“ Für ei-

nen Bildhauer sei dagegen der Schaffensprozeß schon mit dem Entwurf oft abgeschlossen, die Ausführung in staubiger Atelierluft überläßt er den Handwerkern.

„Das ist meistens ein tolle Tüftelei“, sagt Siegfried Fenhuber, zu dessen Tischlerwerkstatt nur einspurige Hohlwege führen. Früher malte er Bilder, zusammen mit Heinz Baumüller studierte er in Linz an der Kunsthochschule – doch verkaufen konnte er nur wenig. Dann baute er kunstvolle Möbel, bis er begann, die künstlerischen Ideen anderer zu realisieren. „Geschenkt möchte ich die Dinge aber nicht haben“, sagt Fenhuber, „das allermeiste sind für mich Totgeburten.“ Kunst, so meint er, entstehe erst im Umgang mit dem Material. „Alles andere ist doch ein Witz.“

Entwurfskünstler wie Erwin Heerich stört die Kritik kaum, für sie zählt die Arbeit: „Nach so einem Tischler hätte ich lange suchen müssen“, sagt Heerich, „außerdem muß man die da unten ja auch ein bißchen unterstützen.“ Der Bildhauer Tony Cragg schätzt die Kollerschläger Handwerker vor allem, „weil sie die Anweisungen sehr genau befolgen“. Zudem arbeiten sie, so Wolfgang Baumüller, oft preisgünstiger als ihre deutschen Kollegen.

Und sie haben Spaß. „Das ist doch immer wieder spannend“, sagt der Schloss-



H. ESCH



H. FIDLER

**Baumüller-Arbeiten „Hammering Man“, „Tägliches Brot“:** „Tolle Tüftelei“

ser Paul Linzner, „so wie damals in Arolsen.“ Dort wollte der Kitsch-Künstler Jeff Koons 1992 während der Documenta einen „Puppy“ im Schloßhof aufstellen, zwölf Meter hoch, bepflanzt mit 20000 Blumen. „Wie das gehen sollte, wußte niemand“, sagt Linzner. Doch nach sechs Wochen hatten die Handwerker eine Lösung aus Holzbrettern und Stahlträgern ausgetüftelt. „Für das Publikum war das eine Riesenshow, für uns ein Riesenauftrag“, sagt Werner Baumüller.

Den brauchte die Werkstatt auch, denn spätestens 1990 hatte sich die Sammelwut vieler Kunstliebhaber weltweit abgekühlt. „Was wir seitdem entwickelt haben, sind neue Kommunikationsstrategien“, sagt der Werbemann nüchtern.

Nun wollen die drei vom Dorf mit großen Unternehmen ins Geschäft kommen. Eine österreichische Supermarktkette hat sich bereits überzeugen lassen und vor einer ihrer Filialen die vielgliedrige Skulptur „Tägliches Brot“ von Tony Cragg aufgestellt. „Da haben wir auch die Mitarbeiter miteinbezogen“, schwärmt Werner Baumüller, „und heute fahren sogar Touristenbusse dorthin.“ Kunstwerke, so ist er überzeugt, brauchen Inszenierung: „Aber natürlich nur, wenn es der einzelnen Arbeit nicht schadet.“

Den einstigen Standortvorteil mit seiner ländlichen Idylle empfindet Werner Baumüller mittlerweile als lästig. „Wenn zu uns das Fernsehen kommt, haben die ja nichts Besseres zu tun, als jedem Huhn nachzurennen“, beklagt er sich, „und jeder Dorftrottel wird zu seiner Meinung über unsere Kunst interviewt.“

Der jüngste der drei Brüder fühlt sich in Wien viel wohler, er hat dort seine Netze weit ausgeworfen: „Uns kann eigentlich niemand Konkurrenz machen“, ist er überzeugt, „von Anfang an war klar, daß wir den Auftrag fürs neue Holocaust-Denkmal bekommen.“

Längst sind die Baumüllers nicht nur Subunternehmer, sondern auch Vermarkter der Kunst, und zumindest für Werner und Heinz ist Kollerschlag wie ein Häuschen in der Toskana. Mit ihren Funktelefonen reisen sie durch die Lande, das wenige Haar stachelkurz geschnitten. Und wenn sie im Juli ihr großes Fest geben, spielen sie die Mittler zwischen den Welten, amüsiert besuchen sie gemeinsam mit der mondänen Gästeschar den Feuerwehrball, der immer am selben Wochenende stattfindet.

Manchmal wagen sich dann auch ein paar Dörfler in den ehemaligen Kaufmannsladen von Baumüller senior und stehen etwas hilflos vor Steinquadern und Holzblöcken. Etwas gekauft von der Weltkunst hat in Kollerschlag aber noch niemand.

# Der Schirm als Loch

Interview mit Regie-Star Peter Zadek über die Vorzüge guter Talkshows und live gesendeten Theaters

**SPIEGEL:** Herr Zadek, Sie werden in ein paar Tagen 70. Am Donnerstag zeigt das Erste live aus einem WDR-Studio Ihre Version von Harold Pinters Sterbeetüde „Mondlicht“. Schauspiel als Live-Sendung wie in der Steinzeit des Mediums – sind Sie nostalgisch geworden?

**Zadek:** Mit Nostalgie hat das nichts zu tun. Im Fernsehen wie im Theater gibt es zur Zeit eine Eskalation des Schwachsinns. Es dient hauptsächlich der sofortigen Lustbefriedigung, ist Eiscreme, Fish and Chips, McDonald's. Kaum geht es los, muß schon was Sensationelles passieren. Ich finde es absolut langweilig.

**SPIEGEL:** Und ausgerechnet Theater live soll für neue Spannung sorgen?

**Zadek:** Live ist die wahre Stärke des Fernsehens. Die Popularität von Talkshows baut darauf – sie sind live. Das Unerwartete ist spannend. Nicht nur, wenn jemand plötzlich Kacke sagt oder umfällt oder den anderen schlägt.

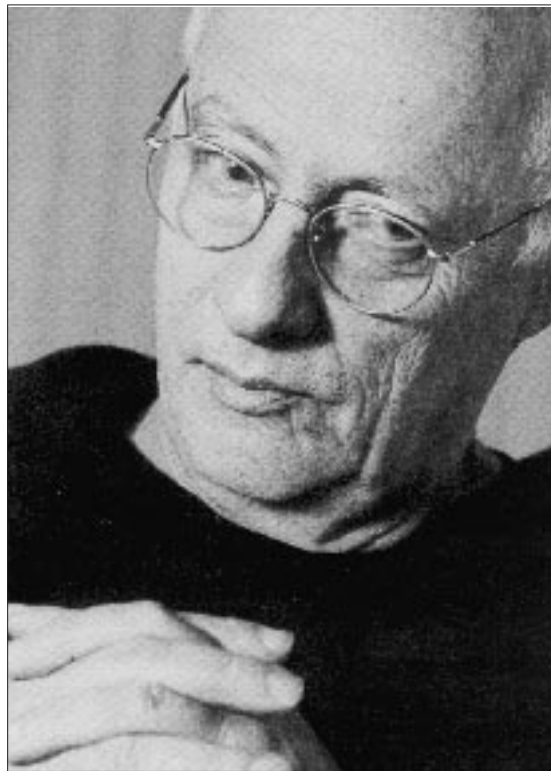
**SPIEGEL:** So was kann in „Mondlicht“, das vom Sterben eines 50jährigen handelt, kaum passieren.

**Zadek:** Nein, aber vieles kann passieren, und man wird überrascht. Als ich das erstmal ein Theaterstück im Fernsehen gemacht habe, in den fünfziger Jahren in England, da hing auf einmal ein Mikrofongalgen tief ins Bild hinein. Und was war der Grund? Es war ein Stück über Halbstarke, und einer hatte einem Gegner

mit dem Stock das Messer aus der Hand geschlagen. Das Ding traf einen Schauspieler direkt ins Bein, wo es irgendeine Ader erwischte, und sofort spritzte eine Blutfontäne. Der Tonmann fiel in Ohnmacht und ließ den Galgen sinken. Sie sehen, live ist alles drin.

**SPIEGEL:** Bei Pinter, dem Meister der Andeutung, ficht man – ob live oder nicht – nur mit Worten, nicht mit Messern.

**Zadek:** In meiner Live-Inszenierung gilt die Konzentration dem Wort, nicht nur dem Bild, und bei Pinter lohnt sich das – im Gegensatz zu den Soaps, bei denen man am besten weghört. Eine Live-Sendung im Studio läßt ein anderes Verhältnis zwischen den Schauspielern und dem Publikum entstehen. Wenn man eine Bühnenaufführung nur abfotografiert, ist die Kamera ein störender Dritter, der die Schauspieler und das Publikum voyeuristisch beobachtet. Deshalb will ich auch kein Publikum im Studio haben. Allein mit der Kamera, durch die hindurch die Zuschauer auf sie sehen, können die Schauspieler nichts verborgen. Sie müssen zugleich mit äußerster Konzentration und äußerster Entspanntheit spielen. Das führt zu neuer Intimität, für alle.



D. SCHMIDT

## Peter Zadek

feiert am 19. Mai seinen 70. Geburtstag. Der Theaterregisseur hat schon früh fürs Fernsehen gearbeitet, Aufsehen erregten grelle TV-Inszenierungen wie die des Antikriegsstücks „Der Pott“ (1971). Nun setzt er in der live gesendeten Adaption seiner Hamburger Inszenierung von Harold Pinters „Mondlicht“ (Donnerstag, 23.00 Uhr, ARD) auf Kargheit und Konzentration.